

Marion Schmaus

Meike Sophia Baader: *Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld.*

Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand 1996

(Geschichte der Pädagogik).

Die Rede über das Kind in Diskursen um 1800 stellt ein Moment der Selbstverständigung moderner Subjektivität dar, in der das Kind als Projektionsfläche aufscheint, auf der eine Ambivalenz gegenüber der sich strukturierenden bürgerlichen Gesellschaft ausgetragen wird. Mit der Idee des Kindes als einem unschuldigen, idealen Wesen wird einerseits der Gesellschaft ihr kritischer Spiegel vorgehalten, andererseits wird sie zum Vorschein einer Sozialität jenseits der Deformation. In ihrer ideengeschichtlichen Studie verfolgt Meike Sophia Baader die Ausbildung dieses Kind-ideals in Philosophie, Literatur, bildender Kunst und Pädagogik. Als ein schönes Beispiel für die Wirkungsmächtigkeit von Ideen läßt die Autorin die Analyse der frühromantischen Zusammenschau von „Kinder-Gärten, Blumen, Unschuld, Goldene Zeit und Paradies“ (146) im pädagogischen Konzept Friedrich Fröbels münden – dem Erfinder des Kindergartens.

Das erste Kapitel dieser als Buch vorgelegten Dissertation widmet sich der Herausbildung der bürgerlichen Kleinfamilie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wobei die Kehrseite der Idealisierung, nämlich Ausgrenzung, zutage tritt. Mit der zunehmenden Trennung von Erwerbsarbeit und Familie

konstituiert sich letztere als ein Raum der Privatheit, der auf die Funktion der Reproduktion und mithin auf das Kind zentriert ist. Kindheit wird in diesem Kontext erstmals als eine eigenständige Lebensphase wahrgenommen. Mit der Verantwortung für Familie und Kinder wird die Frau betraut, die Entwicklung der spezifischen Ideologie bürgerlicher Mutterliebe begleitet diesen Prozeß. Frauen und Kinder werden als das Andere der Gesellschaft idealisiert und zugleich aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen. In den Diskursen um 1800 etabliert sich eine Argumentationsstruktur, die von der „Identität von kindlichem und weiblichem Wesen“ (28) ausgeht und als deren Folge von einer „Infantilisierung der Frau“ (27) gesprochen werden kann. Als Kehrseite der romantischen Idealisierung des Kindes diagnostiziert Baader soziale Blindheit gegenüber den realen Lebensbedingungen einer Mehrzahl der Kinder um 1800 (159).

Nach dieser sozialhistorischen Einbindung wird die Genese der Idee des Kindes in Ablösung von der aufklärerischen Vorstellung des Kindes als tabula rasa durch Rousseau und Herder rekonstruiert, bei denen erstmals das Kind als ein in sich vollendetes Wesen begriffen

wird. Beiden Autoren ist ein kulturkritischer und geschichtsphilosophischer Ansatz gemeinsam, der mit einer Parallelisierung von Onto- und Phylogenese arbeitet – das goldene Zeitalter als Kindheit der Menschheit. Den stärkeren Akzent legt die Autorin auf Herders Entwicklungstheorie (*Abhandlung über den Ursprung der Sprache*), in der dem Kind ursprüngliche Sprachkompetenz und Phantasiebegabung zugesprochen werden und damit der Weg bereitet ist für die frühromantische Allegorie des Dichters als Kind. Anhand der Schillerschen Theorie der ästhetischen Erziehung des Menschen, den Romanen Hölderlins, Schlegels und Novalis' wird die spezifisch frühromantische Konstellation von Geschichtsphilosophie, Ästhetik, Poesie und Pädagogik entfaltet, in deren Zentrum sich die Idee des Kindes findet.

In Schillers triadischem Geschichtskonzept werden Kinder als Vergegenwärtigung des Naiven (*Über naive und sentimentalische Dichtung*), des Menschen im Zustande der Einheit mit der Natur, zu einem Ideal, das dem kultivierten Menschen aufgibt, die verlorene Kindheit auf einer höheren Stufe als eine moralische Einheit wiederherzustellen. Baader arbeitet in Schillers Entwurf einer Spieltheorie, durch welche die Vermittlung von Natur und Kultur, Sinnlichkeit und Vernunft auf dem Wege ästhetischer Erziehung erreicht werden soll, im Moment der Bestimmbarkeit eine Ähnlichkeit zwischen kindlich naivem und ästhetischem Zustand (87f.) heraus. Die Fröbelsche Spieltheorie, das Kernstück

seiner Kindergartenpädagogik, wird überzeugend als Umsetzung dieser Schillerschen Theorie gelesen. Bei beiden vollzieht sich im „regelgeleiteten Spiel“ (233), in dem sich der Mensch einer Form unterstellt, der Schritt in das Reich der Ideen und d.h. der Sittlichkeit. Die von Fröbel in diesem Kontext entwickelte Lehre von den Spielgaben transformiert in überraschender Weise die romantische Symbollehre in lebensweltliche Symbolisierung: „Steht am Anfang der Ball als Symbol der Einheit, gefolgt von Kugel und Würfel als „entgegengesetzt Gleiche“, so verweisen die immer komplizierter werdenden teilbaren Würfel auf die aus der Einheit hervorgehende Mannigfaltigkeit. Die letzte Gabe hingegen, erneut eine Kugel, symbolisiert wiederum die Rückkehr zur Einheit.“ (234) Die zentralen Philosopheme der Frühromantik, Geschichte als dialektischer Prozeß, organisches Menschenbild und die Anthropologie vom ganzen Menschen – Kugel und Würfel als Symbole des Gemüts und des Geistes (241) –, werden bei Fröbel in pädagogische Handlungsanweisungen übersetzt. In der Fröbelschen Ausformung eines demokratischen Erziehungskonzeptes, das „keinen Stand, keine Klasse und Bildungsstufe der Eltern“ (231) ausschließt, wird auch das sozialutopische Potential der Frühromantik sichtbar, was nicht zuletzt gegen die Diagnose der Autorin gewendet werden kann, daß sich hinter der Idealisierung der kindlichen Existenz „eine Sehnsucht der Romantiker nach der Lebensweise des Adels“ (159) verberge. Vielmehr

zeigt sich in der frühromantischen Metaphorik der „Weltfamilie“ (Novalis) eine Hellsichtigkeit gegenüber der sich im Bürgertum etablierenden strikten Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Familie und Staat, und zugleich der Gegenentwurf einer anderen Form von Sozialität, in der Frauen und Kinder ein sozialreformerisches Programm vertreten – beispielhaft sei hier nur auf Diotimas politisches Testament und Fabels gesellschaftsumstürzende Tätigkeit in Klingsohrs Märchen im *Heinrich von Ofterdingen* verwiesen. Die Gleichung von Ausgrenzung und Idealisierung in Bezug auf die Frühromantik ist keine einfache.

Als ein zentrales Moment der in den Werken Hölderlins und Novalis' entfaltenen neuen Mythologie arbeitet Baader die Idee des göttlichen Kindes heraus, in der die christliche Tradition der Kindesverehrung und der Dionysos-Mythos eine Synthese eingegangen sind. Das göttliche Kind als Christus/Dionysos bürgt im zyklischen Geschichtsverständnis der Frühromantik für die Wiederkehr des goldenen Zeitalters. Eine vergleichbare Überblendung von christlicher Ikonographie und antiker Mythologie erkennt die Autorin im Werk des romantischen Malers Philipp Otto Runge, das beispielgebend dafür zeugt, daß „die kindliche Exi-

stenzweise und der kindliche Blick auch in der romantischen Theorie der bildenden Künste zum Ideal erhoben werden.“ (176) Im Wechselspiel von Runges Kunsttheorie und eingehender Bildanalyse läßt Baader die signifikante Ähnlichkeit zwischen literarischem und bildendem Kindheits-Mythos augenscheinlich werden. Die Bezüge reichen so weit, daß eine Passage aus Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* geradezu als Bildbeschreibung des Rungeschen Druckes *Der Morgen* erscheint.

Meike Spohia Baader hat mit diesem Buch eine beeindruckend materialreiche Studie vorgelegt, die bislang wenig beachtete Quellen der romantischen Idee des Kindes zutage fördert – beispielhaft seien hier Schellings Magisterarbeit *De malorum origine* und die Einflußnahme der religiösen Erneuerungsbewegung des 18. Jahrhunderts (Johann Albrecht Bengel) genannt. Damit ist ihr ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Kindheit gelungen, der Hans-Heino Ewers Studie zur romantischen Kindheitsutopie (*Kindheit als utopische Daseinsform*) symphilosophisch erweitert, und überzeugend vor Augen führt, daß der Gesprächsraum Romantik kulturwissenschaftlich, disziplinübergreifend erschlossen werden muß.